

# Pariser Bewegungen



# I. Abschied vom Organismus

**Unübersichtlichkeit.** Auf alten Stichen sieht man Städte als burgmäßig eingefriedete Einheiten. Wie die Mauern die Stadt in einem Zug umfassen, so gelingt es auch dem Blick. In den Türmen der Stadt findet der Schauende sein Spiegelbild. Sie gelten ihm als souveräner Mittelpunkt und führender Kopf des Ganzen. Noch bis ins vorige Jahrhundert konnte man sich die Stadt als einen riesigen, aber doch geschlossenen Organismus vorstellen. Die alten 'Hallen' von Paris galten als der Bauch der Stadt. Er ist längst aus allen Nähten geplatzt. Überwuchert von der Güterfülle. Die Stadt ist multipliziert in Tausende von Reservoirs. Der umfassende Blick von oben ist im urbanen Meer untergegangen. Wo fängt Paris eigentlich an, und wo hört es auf? Man kann die Metropole heute an vielen Punkten erfahren. Und an keinem. Man stelle sich dort auf, wo früher die Stadttore und Zoll-Stellen waren – „Porte d'Orleans“ „Porte de Vanves“ „Porte de Clignancourt“... – und man befindet sich auf einer Autobahnbrücke. Paris erscheint hier als endlose Straße, auf der Ströme von Stein und Fleisch aufeinanderstoßen und aneinander vorbeikommen. Die festen Häuser sind nur noch Randerscheinungen. Oder ein Strom unter anderen.



**Treffpunkte.** Auch die Sinne stoßen hier manchmal zusammen. Das „Diner-Spectacle“ - ist vielleicht so erfunden worden – als Treffpunkt des gefräßigen Auges mit dem schaulustigen Magen. Und zwischen Blick und Bauch hat die Weisheit der Vorsehung die Zunge angeordnet: ein Schaufenster-Bummel heißt „leche-vitrine“ – Schaufensterlecken.



**Sprachmusik.** „Une baguette, s'il vous plait!“ – Die reizende Bedienung beim Bäcker wiederholt: „Une baguette?“ Bei ihr klingt das irgendwie anders. Rhythmen und Räume der Sprache. In meinem ersten Monat in Paris hat sich diese Szene fast jeden Morgen wiederholt. Der Kampf ums tägliche Brot des Auslandsstudenten.



**Schriftgerüche.** In der Bibliothek des „Arsenal“ ist das Lesen ein Ereignis. Da ist der mit Leder bezogene Stuhl; der sorgfältig polierte und von Leser-Generationen gewetzte Tisch; das kleine auf den Tisch geheftete Metallplättchen mit der Platznummer, die man auf seinen Bestellungen vermerkt, um die Bücher *sur place* zu erhalten; die Leselampe mit dem grünen Schirm. Jeder Leser hat eine für sich. Knarrende Parkette, gedämpfte Stimmen; manchmal glaubt man die Kugelschreiber auf dem Papier gleiten zu hören. Über allem thront, leicht erhöht in seiner Loge, der Saalaufseher. Der Straßenlärm kommt von ganz fern, und das Tageslicht dringt nur gedämpft vor. Umso aufdringlicher sind die Bücher. Jeder Buchstabe kommt in Lack und Leder daher.



**Auswählen.** Das erste, was man hier lernt, ist, mit dem Verlust zu leben. Von hundert Möglichkeiten nur wenige Wirklichkeit werden. Die anderen sind uneinholbar verloren. Das einmal akzeptiert, beginnt die Kunst des Auswählens. Das Mitschwimmen im Fluss der Möglichkeiten führt zur Verzettelung. Und bald zur Selbstaufgabe und zum Untergang. Man fängt an, Eigenes in der kleinen Abweichung, im kleinen Nein-Sagen, in der kleinen Verzögerung zu suchen. Man hat am Ende nicht „sein Paris“, aber man besitzt Nuancen, die bestimmte Straßen oder Fenster aufweisen. Man hat nicht die Ecke für sich allein, sondern den besonderen Moment. Ihn findet man auch auf den Champs-Élysées.



**Die Materialität der Zeichen.** Eine weiße Zahl auf blauem Grund. Das ist die Pariser Hausnummer. Es gibt sie in tausend Versionen: hellblau bis dunkelblau; arabisch oder griechisch; auf Keramik, auf Metall oder auf die Mauer gepinselt. Nagelneu bis uralte. Rostig, blasig, faltig, mit abgesprungenen Rändern, runderneuert, übermalt, vergessen.



**Metrotanz.** Paris ist ungemütlich. Die Sitzplätze sind hier immer zu knapp. Die Hatz durch die endlosen Gänge der Metro-Station „Montparnasse-Bienvenue“ an einem Werktag zwischen 17 und 19 Uhr – das ist ein realistisches Bild. Irgendwo in dieser Endlosigkeit sitzen heute zwei afrikanische Trommler. Lederjeans, gepflegter Pullover, rot-gelb-grüner Schal. Sie scheinen nicht besonders auf die Passanten zu achten. Aber ihre Schläge heften sich an die Füße der Hastenden und an die Räder der ein- und ausfahrenden Züge. Die Gänge der Metro tragen die Töne weit. Etwas fängt zu schwingen an. Ein paar Hände schlagen den Rhythmus auf dem Geländer mit. Heute Abend gehen wir anders. Leichtfüßiger als die Hetzjagd.



## II. Ohne Mitte

**Die dumme Mitte.** In der Station 'Chatelet' treffen sich 7 Metro- und Regionallinien. An keinem Pariser Ort verkehren mehr Menschen. Täglich. Stündlich. Auf kleinstem Raum. Ist dies also der reichste Ort von Paris? Wo sich die einzelnen Kräfte der Vielen noch vervielfachen? Die Quintessenz der Stadt? Irrtum, es ist einer der ärmsten Orte der Metropole. Die Kreuzung der verschiedenen Ströme erzeugt Monotonie. Alles wird auf den kleinsten gemeinsamen Nenner reduziert: Einsteigen, Aussteigen, Warten, Gehen, treppauf, treppab, Flur links, Flur rechts, Sperre auf, Sperre zu, Fahrschein rein, Fahrschein raus. Wände, Decken, Fußböden – alles glatt, clean und verchromt. Reibungslos, schmerzlos. Die Begegnung wird auf den kleinsten Punkt verkürzt. Das großstädtische „Pardon“, wenn man jemand zu nahetritt, hört man hier

seltener als anderswo. Auf der Kreuzung der Ströme in „Chatelet“ stürzt alles ineinander und dann wieder auseinander. Ein kolossaler und auf Dauer gebauter Kurzschluss. Man ist immer froh, wenn endlich die Bahn kommt.



**Die vakante Mitte.** Ich schaue von oben auf den `Place du 18 Juin 1940` am Montparnasse. Seine Mitte ist meistens leer. Autos und Busse umkreisen sie. Auf den Trottoirs, vor den Schaufenstern, an den Kinoschaltern und auf den Café-Terrassen bleiben die Menschen hängen und bilden Trauben. Genau dafür scheint der Straßenrand konstruiert zu sein: die Schaufenster, die Auslagen unter freiem Himmel, die verglasten Terrassen, die ausgearbeiteten Fassaden der Häuser. Die Kunst des Städtischen besteht darin, auf engstem Raum doch Platz zu schaffen. Ein Platz ist mehr als eine Kreuzung. Sein Geheimnis erschließt sich von seinem Rand. Also etwas Mut zur leeren Mitte, Citoyens!



**Synchron-Artisten.** „Zahlen bitte!“ Der Kellner kommt, ein Tablett mit Kaffee auf dem rechten Arm. Mit der freien Hand nimmt er das Geld, gibt heraus und zerreißt den Kassenbon zwischen den Zähnen. Die andere Hand bleibt am Tablett, der Blick ist schon am Nebentisch. Die nächste Bestellung. Der Bus ist schon angefahren, der verspätete Fahrgast klopft an die Tür. Selbstverständlich hält der Fahrer noch einmal an, öffnet, lässt einsteigen. Jetzt steht der Fahrgast bei ihm und will mit einem 10-Franc-Stück bezahlen. Er fhrt los, seine rechte Körperhälfte rechnet mit dem Fahrgast ab, die linke lässt den Bus gerade die Fahrbahn wechseln. Morgens in der Metro. Die Gesichter sind beim Aufwachen, und die Leute bei allen möglichen Aktivitäten: Schminken, Zeitung oder Roman lesen, Hausaufgaben machen, Kundenpapiere abzeichnen, manchmal ein Croissant. Die Metro ist ein Bade-, Wohn- und Esszimmer. Im Sitzen und Stehen. Grostdtische Berufe zeichnen sich häufig dadurch aus, dass mehrere Dinge zugleich getan werden. Rechts oder links, Geist oder Körper, Drinnen oder Draußen sind hier keine sinnvollen Alternativen. Man balanciert dazwischen. Da sitze ich nun zwischen meinen drei Jobs als Aushilfslehrer an einem öffentlichen Gymnasium, an einer Privatschule und am Flughafen Orly. Terminorganisation von Monat zu Monat, Telefonieren hin und her, Stundenvorbereitung je nach Kunde, Raumsuche an Ort und Stelle, die Arbeitspapiere meistens dabei. Ob ich vielleicht noch ein paar Nachhilfestunden... Übrigens: der kleine Stadt-Rucksack ist in Paris in Mode gekommen.



**Die Transformationsmaschine.** Stadtarbeit ist Übersetzungsarbeit. Ein Fischhändler mit Stand am Trocadero ist ein Übersetzer zwischen Fischdampfer und Haushalt, zwischen Meer und Binnenland, zwischen Hafen und Hauptstadt, auch zwischen Außenstadt und Innenstadt. Die gigantische Feinarbeit von tausenden Händler-Händen an jedem Pariser Morgen aggregiert und segregiert die Dinge des Lebens. Die Balancekunst, mit der sie den richtigen Fisch zum richtigen Preis im richtigen Stadtteil haben, vermittelt nicht zwischen Bürger A und Bürger B sondern zwischen Groß und Klein. Eine moderne Großstadt umfasst große Einheiten und kleine Einheiten, lange Hebel und kurze Hebel, Massen und Individuen. Die Transformationen dazwischen sind eigentliche Aufgabe.



**Stadtwissen.** Es gibt Stadtberufe, die um die großen Masseneffekte ebenso wissen wie um manche unauffälligen Unterschiede im Detail. 2000 Arbeiter sind jede Nacht in den vier Ruhestunden der Metro dabei, Gleise zu wechseln und zu schleifen, Tunnelwände auszubessern und Gänge zu reinigen. Sie wissen, dass ihre Arbeit nicht ganz mit dem Materialverfall Schritt hält und die Metro fast unmerklich aber kontinuierlich Substanz verliert. Und wer außer den Metroarbeitern erfährt schon, dass die Gleise im reichen Pariser Westen glatter geschliffen sind als die im ärmeren Osten - damit es weniger rumpelt in den feinen Glasvitrinen.



**Belagerungszustand.** Während ich das schreibe, wird Paris erneut auf das Problem gestoßen, das eine zu enge Mitte für die Transformationsaufgabe der Stadt bedeuten kann. Nicht dass irgendwelche alten Könige aus dem Louvre wieder zugeschlagen hätten – aber ein Streik in zwei Depots der Regionallinien A und B hat genügt, um das ganze sternförmige Nahverkehrssystem zu blockieren. Das Militär steht an den Toren von Paris. Nicht um die Stadt gegen einen äußeren Feind zu verteidigen, sondern um sie vor den schlimmsten Konsequenzen ihrer eigenen Struktur zu bewahren. Der Ersatzverkehr wird tangential umgeleitet und damit auf mehr Platz verteilt. Das Militär steht nicht allein. Sein Pendant ist die erstaunliche Improvisation, Höflichkeit und Gelassenheit, die das Pariser fahrende Stadtvolk - aus den unterschiedlichsten sozialen Klassen - in dieser Lage beweist. Eine Ringlinie der Stadtmentalität sozusagen.



**Groß und Klein.** Eine geläufige Kritik lautet: Alles ist zu groß geworden. Das schlimme Wachstum. Wenn man die Millionen Häuschen, Fernsehantennen und Automobile sieht, die das Pariser Umland auf das dreifache von Paris-Stadt ausgedehnt haben, bekommt man einen anderen Verdacht. Alles ist zu klein geworden. Oder besser: Es fehlen die großen Formen. Groß sind im Umland nur die Summen des Immer- gleichen. Und der Aberglaube, man könne in einem Ein-Familien-Haus, einem PKW und einem Fernseher die Welt unmittelbar einfangen – ohne Transformationsmaschine.



**Das Tor und die Zwerge.** In Paris wird ein neues Tor gebaut, der „Arc de la Défense“. Er liegt auf der Achse vom Louvre durch den Arc de Triomphe nach Westen. Der neue Arc ist ein Hochhaus in Bogenform. Man kann lesen, dass hier „ein Fenster zur Welt“ mit einem „Blick in die Zukunft“ geschaffen werden soll, ein „Symbol der Zukunftshoffnung, dass sich die Menschen frei begegnen können“. Die alten Tore von Paris waren reale Passagen. Ihre bauliche Gestalt stand in einer wirklichen Proportion zu dem Eintritt und Austritt von Menschen und Gütern. Das neue Tor hat mit den Orten, an denen die großen Bahnlinien und vor allem die Autobahnen in die innere Stadt eintreten, nichts zu tun. Es steht in keinem Verhältnis zu den heutigen Bewegungen. Es liegt in einem Bürohochhaus-Viertel. In einer Zukunftsausstellung hat man jene - in Architektenmodellen so beliebten - glücklichen Schlender-Menschen mit Kinderwagen und Small-Talk auf die Fläche zu Füßen des Arc gestreut. Die Freiheit ist hier nur leere Offenheit. Die Bürgerzwerge stehen ohnmächtig da, und durch den Bogen pfeift der Wind.



### III. Rhythmen und Räume

**Uhrzeit.** Die Metro-Uhr zeigt 10.02. Das Dunkel der Nacht liegt über dem Platz. Paris hat seine Positionslichter gesetzt. Die beleuchtete Uhr hält Wacht an Stelle der alten Türme. Der Metallarm des Stundenzeigers schiebt sich geräuschlos über das Zifferblatt. Niemand kann ihn aufhalten. Kein Gott, kein König kann der Uhrzeit in den Arm fallen. Sie hat ihre eigene Stimme. Die Uhrmaschine lässt die Zeit im Kreis laufen, immer rund ums Zifferblatt. Sie spricht mit monotoner Stimme. Sie hat Takt. Ob die Zeit sich hinzieht, weil ich auf mein Rendez-vous warte, oder ob sie davonrast, weil es auf mich wartet, das interessiert sie nicht.

◇◇◇

**Verdichtung.** Jean-Philippe, 21, fährt jeden Morgen zu seinem Patron und erhält die Aufträge des Tages: Adressen, wo er Briefe, Dokumente, Schecks, Fotos etc. abholen oder anliefern soll. Jede Fahrt ist ein „Ticket“ wert, bei Übergewicht, Warten oder Vorrang-Aufträgen auch zwei. Pro Ticket bekommt Jean-Philippe 10

Franc, das macht 6000-7000 Franc im Monat. Mehr als der gesetzliche Mindestlohn, aber er muss seine 50-ccm-Maschine davon unterhalten. Jean-Philippe hat Konditor gelernt. Jetzt ist er „Coursier“ – Motorradbote. An seiner Maschine sind ein Gepäckkasten, eine Windschutzverkleidung und ein Stadtplan auf dem Lenker angebracht. Im Dezember war da ein kleiner Unfall, grinst er. Mit 70 Sachen einen LKW auf die Lenkstange genommen. Bloß Schlüsselbeinbruch, Glück gehabt. Die Fluktuation ist groß bei den Boten. In einer Woche habe ich im „France-Soir“ 18 Stellenangebote für Coursiers gefunden. Jean-Philippe hat manchmal Schmerzen in der Nierengegend. Aber zurück in die Konditorei? Die Entscheidung ist nicht nur eine Frage des Verdienstes, sondern auch der Arbeit. Ein Motorradbote bewegt sich in den großen Übertragungsmechanismen der Großstadt - beweglicher als ein Wagen, tragfähiger als eine Telefonleitung. Immer auf der Suche nach ein paar Metern freiem Asphalt. Ein Raum- und Zeitverdichter, ein Metropolenbauer.



**Flanieren mit 60 Sachen.** Ihre Haare wehen im Fahrtwind, sie hält sich am Geländer fest und lässt sich durch die vorbeifliegenden Schaufenster tragen. Souverän. Die Uhr des Gare St. Lazare ist klein geworden, die Plattform unter uns spuckt Asphalt. Ein rasendes, unaufhörliches Band. Von den anderen Seiten kommen die Bänder der Häuser, Trottoirs und des Himmels dazu. Sie formen einen großen Schlauch, der unaufhörlich aus uns herauswächst. Hier werden Bewegungen zu Dingen, kommen an uns heran, heften sich an uns und stürzen gleichgültig vorbei. Das fahren- de Blech hat sich hartnäckig festgesetzt. Dafür sind steinernen Dinge besonders schnell unterwegs. Die Häuser sind nur kurze, dunkle Momente, die Schaufenster ein helles Stakkato. Die Schilder verzerren sich wie die Huptöne. Die Maßanzüge in den Vitrinen sind vom Fahrtwind verweht. Ab und zu ein größerer Lichtblick: eine Seitenstraße, da könnte man, da sollte man... zu spät! Die festen Räume bekommen Flügel, aber die fließende Zeit ist auf einmal merkwürdig zäh. Sie hinkt rot, gelb, grün, warm, stinkend, gezackt, flüsternd daher. Geschwindigkeiten in Stahl und Glas, in Chanel und Diesel. Zwischen ihnen scheint eine merkwürdig grausame Gleichgültigkeit zu herrschen. Die Plattform unter uns geht in die Knie. Wir fahren Bus. Nicht irgendeinen Bus, sondern hinten auf der offenen Plattform der Linie 20 vom „Gare St. Lazare“ zum „Gare de Lyon“. Großstadtrhythmen zum Ein- und Ausatmen, Paris in Kino und Karussell, in Slalom und Schussfahrt. Moderne Zeiten zum Anfassen für ein paar Francs. Das Flanieren galt einmal als Protest der Langsamkeit gegen eine überhastete Moderne. Wir wissen es jetzt besser: Es geht auch im Bus mit 60 Sachen pro Stunde. Flanieren ist keine bestimmte Geschwindigkeit, sondern eine Distanz zu anderen Geschwindigkeiten.



**Zeitungs-Zeiten.** Der Bus bremst. Jetzt ist er auf der Schritthöhe der Passanten.

Und hält direkt vor einem Café. Gesichter suchen Gesichter. Fahrgäste und Bargäste, Bus-Express und Café-Expresso. Moderne Großstadt-Erfindungen – Brüder in der Bewegung. Auf den Tischen liegt noch so eine Erfindung, die erste Ausgabe der Abendzeitung Le Monde. Zwei Stunden später wird die zweite Ausgabe mit den Börsennotierungen folgen. Am nächsten Morgen ist das Blatt nur noch die Hälfte wert. Gegen Mittag gar nichts mehr. So schnell ist der Lebenszyklus im Zeitungsblätterwald. In dem leichtgewichtigen Blatt für 4,50 Franc steckt massive Arbeit: so viele Wörter wie in einem mittleren Taschenbuch, über 200 Journalisten, 4 Druckmaschinen und über 1000 Straßenverkaufsstellen allein im Pariser Raum. Le Monde – das ist auch genaue Recherche, langes Gedächtnis der Archive, erfahrenes technisches und kaufmännisches Personal, harter Stahl der Rotationen. Und der spröde, klassische Stil in der Schreibe wie im alten Zeitungshaus in der Rue des Italiens Nr. 7. Die Buchstaben im Zeitungskopf sind hartnäckig „alt“. Le Monde – das ist Schnelligkeit und Ausdauer zusammen.



**Neuigkeiten und Wiederholungen.** Eine Zeitung verkauft Neuigkeiten. Auch das konservativste Blatt berichtet täglich die neuen Rekorde des Guten und Bösen, des schönen und Hässlichen. Der Aufsteiger der Woche, der politische Coup des Tages, das faulste Schwein... Wer morgen Neuigkeiten haben will, wird heute den Bemessungszeitraum des Neuen beschränken. Die Ereignisse werden kurzgehalten, die Perspektiven beschnitten. Das Befristete hat Vorrang. Deshalb sind sich alte und neue Nachrichten im Grunde oft so ähnlich. Oder, wie man in Frankreich sagt: „Plus ca change, plus c’est la meme chose“ – Immer was Neues bedeutet immer das Gleiche. Ich versuche mal eine Gegenprobe mit Wiederholungen: Dreieinhalb Jahre Leben in Paris. Immer im gleichen Haus in der Rue Asseline. 40 Monatscoupons für die Metro. Der Bäcker und die Eckkneipe haben den Besitzer gewechselt. Die Rue de la Gaité hat sich herausgeputzt, unsere Wasserspülung ist immer noch kaputt. Die Katze hat Junge bekommen, das Haus gegenüber hält Wind und Wetter stand. Unmerklich blättert die Farbe ab, und sein Fassadengesicht bekommt Falten. Vor kurzem entdeckte ich zum ersten Mal ein altes, kleines Metallschild neben der Hausnummer. „Gaz dans tous les étages“ warnt es die Feuerwehr. Die Linie 38 hat neue Busse, ich bin schon tausendmal um den Jardin de Luxembourg gelaufen. Die Miete ist um 200 Francs gestiegen, ich sitze immer noch an derselben Spanplatte. Neulich sah ich aus dem Fenster: noch nie war das Gelb der Straßenlaterne so stark. Ein Ding besteht oder vergeht. Die Zeit aber ist Bestehen und Vergehen zugleich. Ein Zeitraum spannt Neuigkeiten und Wiederholungen zusammen. Er dauert im Vergehen.



**Generationen.** Die drei Frauen sitzen vor dem Jazzlokal „Le Petit Journal“ bei einem Kaffee. Die Frühlingssonne scheint ihnen ins Gesicht, das Lippenrot blüht,

die Männer am Boulevard St. Michel passieren Revue. Die Damen mögen wohl über 60 sein. Als der Jazzclub eröffnet wurde, waren sie noch zu jung, um rein zu dürfen. Aber später, im Nachkriegs-St.Germain, waren sie vielleicht Stammgäste. Oder gehörten zu den ersten Motorradfahrerinnen auf den Boulevards. So lange ist das schon her? Haben wir nicht gedacht, das alles gehöre uns? „Unserer“ Zeit, unserem ganz neuen Neuanfang? Im nach-totalitären Deutschland glaubt jede Generation, eine ganz neue Gesellschaft zu repräsentieren. Auch die „Nachhaltigkeit“ soll ausgerechnet jetzt anfangen. In Paris scheinen die Generationen dichter zusammen zu liegen. Die Illusion, dass man alles neu schafft, ist geringer. Die Avantgarden sind relativ. Man steht und geht immer in anderen Fußstapfen. Was ist von den 1000 modernen Dingen wirklich unser Beitrag? Single-Dasein, Tempo-Rausch und Zurück-zur-Natur – alles schon erlebt. Und auch schon einmal verlebt. In der Metropole erscheint das eigene Leben kleiner und unsere Epoche größer. Nicht wir sehen die modernen Dinge entstehen, sondern sie sehen uns vergehen.



**Geburtstag.** 200 Jahre französische Revolution, die Moderne feiert einen ihrer Geburtstage. Man sagt „So lange schon“. Aber müsste es nicht besser heißen: „So kurz erst“? Was sind 200 Jahre in der langen Dauer geschichtlicher Zeiten? Man ist stolz, dass der Eiffelturm schon 100 Jahre hält – im Vergleich mit der Standfestigkeit griechischer Theater, römischer Aquädukte und gotischer Kathedralen ist das nicht viel. Die Moderne ist noch zu jung, um ein bewährtes Modell zu sein. Zu den Naivitäten der französischen Revolution gehörte der Glaube, eine „neue Zeit“ schaffen zu können. Der Revolutionskalender fing mit dem Jahr I an, und nach ein paar Jahren war er schon am Ende. Aber zurück ging es auch nicht mehr. Die alten Fixpunkte waren weg. Bei der Revolution war die Welt sozusagen gleich mitgekommen. Eingriffe in Raum und Zeit hatte es schon früher gegeben, aber vielleicht erst seit 1789 konnte kein höheres Wesen - kein König und kein Gott – mehr die Ordnung von Raum und Zeit verbürgen. Kein äußeres Band hält unsere Welt. Wir haben ihre Schiffsleinen zum festen Ufer gekappt. Der Dampfer Paris hat seine Positionslichter gesetzt und driftet ins Freie. In ein unendliches Meer. Ironie des Revolutionskalenders: Heute macht er bescheiden, denn wir fahren erst 200 Jahre. Wir werden gerade erst gewahr, wie haltlos das Meer ist.